

will (und soll!) wiedergeliebt werden aus unseren Herzen, indem dieses sich seiner Liebe überläßt. Sie will und soll, gebrochen durch unser Herz wie durch ein Prisma, hineinleuchten in jenes Dunkel dieser Welt, das kein anderes Licht erhellt.

Diese verborgene Fülle unserer Berufung hat uns getragen in den Jahren aufbauender Arbeit, sie begleitet uns auch in die Jahre der Schwäche, der Krankheit, des Sterbens. Sie macht uns unabhängig von Alter und Begabung, Erfolg und Mißerfolg, Anerkennung oder Mißachtung; sie läßt uns den Frieden bewahren inmitten allen Unfriedens, Gottes Gerechtigkeit preisen inmitten aller Vergeblichkeit, die Hoffnung bekennen – wenn es uns denn trifft – auch inmitten des Unterganges. Menschen, die in dieser Weise dem Herrn leben, bilden darum die Stadt auf dem Berge, sie sind das eschatologische Zeichen, das in der kälter und finster werdenden Welt ungetrübt das Licht aufleuchten läßt, das in der Wahrheit liegt, daß Gottes Liebe ist.

„Ein Gleichnis für Gott in Asien“

Ein Gespräch mit Provinzial P. Pio Honda Tetsuro OFM (Japan) über Aspekte heutigen Ordenslebens im Fernen Osten*

Bekehrung im Obernamt

VR: P. Honda, wie würden Sie sich den Leserinnen und Lesern unserer Zeitschrift vorstellen?

PH: Ich stamme aus einer Familie, die in der dritten Generation katholisch ist. Mit dreizehn Jahren war ich schon im kleinen Seminar des Ordens. Nach den Schuljahren begann ich gleich das Noviziat. Dann folgten die Studien bis zum Priestertum. Als junger Priester war ich zunächst in der Jugendarbeit in einer Pfarrei in Tokyo. Später absolvierte ich ein 3½jähriges Spezialstudium am „Biblicum“ in Rom. Darauf wurde ich Mitglied unseres „Studium Biblicum OFM“ in Tokyo sowie Professor für Exegese am Ordensseminar. Ich gab auch immer einige Kurse an anderen Universitäten, so z. B. in Yokohama.

* P. Honda OFM war von 1983 bis 1989 Provinzial der internationalen Provinz der Franziskaner in Japan. Das Gespräch wurde geführt mit einem Vertreter der Zeitschrift „Vida Religiosa“ in Madrid und in dieser Zeitschrift (1988, 467–470) abgedruckt. Die Übersetzung aus dem Spanischen besorgte Dr. Hermann Schalück OFM, Rom.

Provinzial wurde ich 1983, ohne darauf im mindesten vorbereitet zu sein. Man hielt mich wohl für eine Person der „Mitte“. Das war auch so, denn ich hielt es lange mit dem „virtus in medio“. In meinem neuen Amt jedoch änderte ich mich. Ich bekam es mit den verschiedensten Schichten unserer Gesellschaft zu tun. In besonderer Weise entdeckte ich die Armen. Es wurde mir immer klarer, wie wenig wir ihnen zu sagen und zu bieten haben. Im dauernden Kontakt mit ihnen geschieht jedoch auch etwas anderes: Es wächst die Erfahrung, daß die Armen uns etwas zu sagen haben, daß sie uns mit ihren Erfahrungen bereichern können, daß sie uns vor allem lehren können, was „Befreiung“ bedeutet. Für mich begann ein neuer, wunderbarer Abschnitt meines Lebensweges, mit dem ich vorher nie gerechnet hatte. Ich wunderte mich fortan, ja fast schämte ich mich, wenn ich an meine bisherigen Vorlesungen in der Exegese dachte. Hatte ich meinen Studenten eine wahre, von meinem eigenen Leben gedeckte Botschaft vermittelt?

Kurz: Als ich Provinzial geworden war, änderte sich meine Blickrichtung sehr stark. Ich erfuhr, was „Bekehrung“ sein kann. Ich fühle mich im Kontakt mit den Armen wie umgewandelt. Die jungen Brüder in der Provinz und auch einige andere schätzen meine Option, aber die meisten tun das wohl nicht. Ich fühle mich in dieser schwierigen Situation dennoch froh und dankbar. Die Gegnerschaft, die ich erfahre, entmutigt mich nicht. Sie ist mir Anlaß zu immer neuer Auseinandersetzung mit mir selbst und mit dem, was ich als meine evangelische Option ansehe. Insgesamt meine ich, auf dem richtigen Weg zu sein . . .

„Auf wessen Seite stehen wir?“

VR: Wie sehen Sie denn die Situation von Kirche und Gesellschaft in Asien heute?

PH: Es ist schwierig, in wenigen Worten eine zutreffende Analyse der Situation und insbesondere Japans zu liefern. In der Gesellschaft und vor allem unter den jungen Generationen bemerke ich ein Suchen nach authentischen Werten. Die Gesellschaft selber hat darauf keine Antworten. Vielleicht wäre hier eine erneuerte Kirche gefragt. In Japan halten sich Politik und Regierung offiziell streng neutral und a-konfessionell. Das bedeutet entweder, daß überhaupt kein Typ religiöser Überzeugungen anerkannt wird, daß es sich also um eine „Politik ohne Religion“ handelt, oder es bedeutet, daß in einer Haltung des totalen Indifferentismus jedwede Religiosität zugelassen wird. Jedenfalls gibt sich unsere Regierung in Japan religiös indifferent, wenngleich ein gewisser Einfluß von Elementen des Shintoismus nicht zu übersehen ist.

Die Kirche hält es in Japan überwiegend mit den höheren Klassen, mit den Intellektuellen, den Mächtigen und den Wohlhabenden. Das zeigt sich vor allem im kirchlichen Erziehungs- und Schulwesen. Diese Ausrichtung führt jedoch unweigerlich zu einem „circulus vitiosus“: Vielleicht ist die Nähe der

Kirche zu diesen Schichten in anderen Zeiten nützlich und wichtig gewesen, damit sie ihre Rolle in der Gesellschaft ausfüllen konnte. Heute ist diese Rolle jedoch grundsätzlich in ihrem Wert zu bezweifeln, und nicht wenige stellen uns kritische Fragen. Vor allem das einfache Volk scheint mehr und mehr zu wünschen, daß die Kirche vor allem die Schwachen in der Gesellschaft nicht vergißt. Selbst den Nichtchristen und Atheisten ist eine solche Rolle der Kirche oft plausibler als jedwede andere.

Ich glaube jedenfalls, daß eine Kirche, die auf der Seite der Armen steht, einen großen Einfluß in der Gesellschaft haben könnte.

Dialog mit anderen Religionen?

VR: Wie steht es in Ihrem Land mit dem Dialog zwischen den Religionen?

PH: Es kommt sehr darauf an, wie unsere Kirche sich dazu verhält und welches Selbstverständnis sie dabei einbringt. Wenn z. B. sehr stark darauf abgehoben würde, daß die Wahrheit nur in unserer Kirche subsistiert, dann wird der Dialog bei uns sehr schwierig. Wenn die Kirche jedoch in einer Haltung der Entäußerung, in der Gesinnung der „kénosis“ Christi in den Dialog eintritt und sich auch der Wahrheit der anderen Religionen bewußt ist, dann kann es zu wirklicher Begegnung kommen. Ein echter Dialog muß alle Beteiligten bereichern. Aber leider ist das Empfinden der „Überlegenheit“ in unserer japanischen Kirche noch immer vorhanden.

Auf jeden Fall ist interreligiöse Ökumene auf der Ebene der Theorie noch recht mühsam. Ich meine aber, daß auf der Ebene der gelebten Praxis etwas in Gang kommt, und auch hier im Zusammenhang mit der vorrangigen Option für die Armen: So ist z. B. der Stadtteil Sanya in Tokyo ein solcher Ort der gelebten Ökumene. Hier leben viele Menschen, die sich als Tagelöhner verdingen und dabei Opfer schlimmer Ausbeutung werden. Unter ihnen sind vor allem Gruppen der christlichen Kirchen, aber auch andere, solidarisch präsent. Vor einer Woche bin ich auch wieder hingegangen und habe mich als Tagelöhner anheuern lassen. Täglich stand ich mit vielen anderen schon frühmorgens um 4.30 Uhr auf der Straße, wo die Vertreter der Firmen vorbeikamen, um uns Arbeit anzubieten. Am Ende der Woche war ich wieder total erschöpft, aber auch sehr glücklich über alle Erfahrungen der gelebten Solidarität und Ökumene.

VR: Können Sie noch etwas zum Dialog speziell mit Buddhisten und Shintoisten sagen?

PH: Ich bin auf diesem Gebiet kein Spezialist. Ich meine aber, daß es mit dem Shintoismus wohl ziemlich schwierig ist und bleiben wird. Zunächst deshalb, weil diese Religion keine festumrissene theologische und philosophische Lehre hat. Der Ausgangspunkt ist der Ahnenkult und eine gewissermaßen archaische Sicht der Wirklichkeit. Unsere Nationalgeschichte ist sehr mit

dem Shintoismus verbunden, besonders über die kaiserliche Familie. Oft ist der Shintoismus auch mit Gruppierungen der extremen Rechten verbunden.

Mit den Buddhisten dagegen sehe ich weniger Schwierigkeiten für einen Dialog. Die Buddhisten meinen nämlich, das Christentum sei eine Ausformung des Buddhismus, und umgekehrt gibt es ja auch Christen, die im Buddhismus christliche Werte sehen. Es gibt wohl eine gegenseitige Sympathie. Auf jeden Fall kann man auch hier wieder zwischen mehr theoretischen Formen des Dialogs einerseits und einem „Dialog im Lebenskontext“ auf der anderen Seite unterscheiden. Die eine Form ist mehr institutionalisiert, die andere geht von konkreten Begegnungen zwischen den Menschen verschiedener Religionen aus. In Japan gibt es außerdem noch etwas ganz Spezifisches: Bei uns gibt es die Tendenz zur Harmonisierung. Schon in der Geschichte unserer Kultur haben sich Shintoismus und Buddhismus gegenseitig beeinflusst und durchdrungen. So gibt es auch Leute, die meinen, gleichzeitig Buddhist, Shintoist und Christ sein zu können.

Ordensleben mitten in der Welt

VR: Und die Rolle des Ordenslebens in diesem sozialen und kirchlichen Kontext?

PH: Auch das Ordensleben hat wohl eine Option zu treffen zwischen einer besonderen Nähe zu den Mächtigen und Einflußreichen einerseits und einer größeren Nähe zu den Armen andererseits. Ich meine, wir müßten alle Typen des Formalismus ablegen und uns um eine größere Nähe zum Volk und zur Wirklichkeit bemühen, denn dort ist der Platz des Ordenslebens. Die Flucht aus der sozialen Wirklichkeit ist ein Ausweichen vor unserer eigentlichen Sendung. So ist es doch wohl die allgemeine Erfahrung der breiten Masse des Volkes, daß zum Leben, Essen und zur Schaffung einer Wohnmöglichkeit harte körperliche Arbeit die Vorbedingung ist. Und bei uns? Ich meine, wir müßten solche menschlichen Grunderfahrungen stärker mit anderen Menschen teilen und uns mehr und mehr mit ihnen auf solchen Ebenen treffen. Dann kann auch das „Mehr“ unserer religiösen Berufung „überkommen“. Weil wir aber der Wirklichkeit oft so „fernstehen“ und die Privilegien besserer Klassen genießen, bleibt unser Zeugnis oft leer. Auch den Zen-Buddhismus hat übrigens eine Tendenz zur Weltflucht, zu einem zwar harten, aber doch artifiziellen Lebensentwurf. Dem breiten Volk bleibt das sehr fremd. Ich bin jedenfalls davon überzeugt, daß das Ordensleben bei uns die übergroße Fremdheit gegenüber der gesellschaftlichen Realität überwinden und sich viel stärker in sie hinein inkarnieren muß.

VR: Wie halten es die Ordensleute bei Ihnen denn mit dem Zen?

PH: Viele schätzen ihn sehr, vielleicht zu sehr. Es besteht bei manchen die Gefahr einer übertrieben individualistischen Lebenseinstellung, die den gesellschaftlichen Aspekt des „Heiles“ ausblendet. Wer jedoch überzeugt ist,

daß der Glaube einen sozialen und politischen Aspekt hat, der darf sich m. E. nicht in eine solche Engführung begeben. Angesichts der heutigen globalen Herausforderungen, vor denen die Welt steht, muß die Kirche andere Perspektiven bieten.

Option für die Armen in einer Gesellschaft der Reichen

VR: Wie ist die „Option für die Armen“ in einer Wohlstandsgesellschaft wie der Japans zu verstehen?

PH: Um zunächst überhaupt zu verstehen, wer die Armen heute sind und was Armut konkret bedeuten kann, muß man in einem physischen Kontakt mit den Armen und ihrer Welt leben. Ein solcher Kontakt ist belebend und bereichert den Glauben. Auch ich habe früher immer theoretisch über solche Fragen gesprochen.

Heute weiß ich konkreter, was Armut bei uns bedeutet. Die Armen sind mitten unter uns. Es gibt z. B. die Armut der Reichen: Ich kenne den Fall einer wohlhabenden Familie, in der der Vater ganz im Betrieb aufgeht und alles andere vernachlässigt, so daß die Familie zerbricht und seine Frau einen Suizidversuch macht. Solche und ähnliche Fälle sind sehr zahlreich, vor allem in den großen Städten.

Und dann gibt es natürlich vor allem die Armut vieler Arbeiter aus den großen Unternehmen, z. B. in der Automobilbranche. Das Gehalt kann zwar noch recht gut sein, aber der Preis dafür ist ein Leben, das total vom Unternehmen kontrolliert wird. Nach dem Evangelium sind vor allem die „Kleinen“ und „Machtlosen“ die Lieblinge Gottes. Alle Christen sollten sich dessen bewußt sein und sich deshalb auch gern von den Armen und vom Leben mit ihnen immer neu evangelisieren lassen. Vor allem wäre die Frage der Präsenz der Kirche in der Welt der Arbeit neu zu überdenken.

VR: Können Sie sich vorstellen, wie eine Präsenz der Kirche unter den Armen heute bei ihnen aussehen könnte?

PH: Ich möchte in aller gebotenen Bescheidenheit auf eine kleine Gruppe meiner Brüder hinweisen, die in Kamagasaki (Osaka) lebt, in Verbindung mit einem sozialen Zentrum, das seine Dienste in besonderer Weise den Tagelöhnern, Arbeitslosen und bedürftigen Senioren anbietet. Wir geben täglich eine große Zahl warmer Mahlzeiten aus. Und ganz bewußt haben wir mit diesem Haus die erste Phase der Ausbildung unserer neuen Mitglieder, der Postulanten, verbunden. Sie sollen, und sei es in kleinen Schritten, lernen, die Wirklichkeit aus der Sicht der „Kleinen“ zu betrachten. Wir hoffen, daß eine solche Ausbildung unsere ganze Provinz langsam erneuert. Und ähnlich wie wir sehen ja die Schwestern der Mutter Teresa von Kalkutta und die Kleinen Schwestern und Brüder des Charles de Foucauld ihre Rolle.

Über Ehelosigkeit und Leben in Bruderschaft

VR: Welchen Stellenwert haben Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen und Zölibat in der japanischen Wohlstandsgesellschaft?

PH: Das ist eine sehr, sehr schwierige Frage. Die Japaner und vor allem die Frauen haben durchaus einen hohen Respekt vor dem zölibatären Priester und den Ordenschristen. Dennoch sind für sie Zölibat und Ehelosigkeit negativ besetzt, weil für sie dabei das Verständnis mitschwingt, daß man etwas nicht tut, ohne daß deutlich wird, was das Positive daran ist.

Ich sehe es deshalb als unbedingt notwendig an, die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen mit dem personalen Aspekt von „Gemeinschaft“ und „Bruderschaft“ zu verbinden. Nur dann wird auch für andere das Positive sichtbar. Als Brüder des Franziskus haben wir uns vor allem zu bemühen, Nähe zum und Bruderschaft mit dem einfachen Volk zu leben. Wenn wir dagegen die Bruderschaft nach innen und nach außen nicht leben, kann der Zölibat leicht zu einem Gegenzeichen werden. Bei uns in Japan, in einer sog. „hedonistischen“ Gesellschaft, ist die Sexualität in der Gefahr, als Ware oder bestenfalls als Vehikel für Freundschaft angesehen zu werden, wie das z. B. unter vielen Jugendlichen der Fall ist. In einem solchen Umfeld muß unsere Ehelosigkeit personal und kommunitär tief verankert und sehr reif sein. Nur so wird es ein glaubwürdiges Zeichen sein können.

Im übrigen bin ich ganz persönlich der Meinung, daß der Zölibat als Gesetz zurücktreten sollte gegenüber der freiwillig übernommenen Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen im Ordensleben. Das deshalb, weil, wie gesagt, der Zölibat ohne Bezug auf Gemeinschaft und Bruderschaft wenig Sinn hat.

Gehorsam – die Überwindung des Konfuzianismus

VR: Hat das Gelübde des Gehorsams im asiatischen Kontext eine besondere Färbung?

PH: Wir sind als Asiaten in unserem Verständnis von Hierarchie und Gehorsam sehr stark vom Konfuzianismus beeinflusst, besonderes meine Generation zwischen 40 bis 45 Jahren. Die Tendenz zum Statischen, Hieratischen und Unpersönlichen ist darin unverkennbar.

Demgegenüber kann es im Sinne des Evangeliums nur darum gehen, als Leitungsverantwortlicher den einzelnen in einer Beziehung des gegenseitigen Gehorsams zu befähigen, seine Fähigkeiten vor Gott zu entfalten. Auch der Gehorsam hat einen existentiellen Bezug zur „communio“, zur Bruderschaft. Ich jedenfalls habe mich immer bemüht, mein Amt in diesem Sinne auszufüllen.

Nochmals zum Thema der Ausbildung

VR: Können Sie uns noch etwas zum Thema der Ausbildung im Orden sagen?

PH: Sie fand nach meinem Empfinden bisher bei uns in einem künstlichen Klima und Umfeld statt, während sie doch mehr in die gesellschaftliche Wirklichkeit integriert und von ihr inspiriert sein müßte. Das gilt im übrigen für alle ihre Etappen, auch für die ständige Weiterbildung. Das Wichtigste heute scheint mir zu sein, daß die Sensibilität für die Passion Christi und das Leiden Seines Volkes entwickelt wird. In der aufmerksamen Haltung eines solchen „Mitleidens“ findet auch die kontemplative Dimension unserer Berufung ihre Verankerung. Ohne sehr viel Gebet ist die Sensibilität für das Leiden Jesu Christi nicht zu erreichen. Wer sie aber erreicht hat, wird sich aus dieser Kontemplation heraus solidarisch wissen mit und solidarisch handeln für die leidenden Menschen und die leidende Schöpfung.

Als Ziel der Ausbildung sehe ich die Befähigung an, auf Grund der christlichen Gotteserfahrung in Jesus Christus Bruder und Schwester aller Menschen zu werden, besonders aber der Armen.

Wie heute von Gott in Asien sprechen?

VR: Wie kann man heute in Asien von Gott sprechen?

PH: Weniger in Worten und abstrakten Begriffen als vielmehr in Gesten und Formen gelebten Lebens, z. B. im Zeugnis des Lebens und mit den Armen, Unterdrückten und Schwachen. Als nach westlichen Kategorien ausgebildeter Theologe hielt ich es früher auch mehr mit der Begrifflichkeit in Worten, mit Abstraktionen. Als Folge meiner „Bekehrung“, meiner Erfahrungen mit Randgruppen in Korea, Kamagasaki und anderswo weiß ich heute, daß jeder Christ selber eine lebendige Parabel für den lebendigen und befreienden Gott sein kann, so wie Jesus es gemäß seiner programmatischen Rede in der Synagoge von Nazaret (Lk 4) war: Es geht darum, Befreiung im umfassenden Sinn anzusetzen, aber auch im eigenen Leben schon zu „bringen“.

VR: Wie würden Sie sich als Japaner die Kirche in Japan gern vorstellen?

PH: Ich träume nicht unbedingt von einem Japan, das überwiegend christlich ist, wie es die herkömmlichen sog. „christlichen“ Länder sind. Das wäre auch unmöglich. Ich träume aber von kleinen und sehr lebendigen christlichen Zellen, die Sauerteig in unserer Gesellschaft sind, vielleicht in einer sehr unpräzisen und unauffälligen Weise, von Gruppen, die stark untereinander verbunden sind. Und es wird in Zukunft auch sehr stark darauf ankommen, daß die Christen, die Laien, das ganze Volk Gottes sich seiner Eigenverantwortung immer stärker bewußt und immer mehr Kirche unter Volk und Kirche der Armen wird.